



Maï.

Von Friz Husmann.

Dat is de Maï, de Blomen streit
Upp Weg un Steg un Batt,
Dor puckt dat Hart vör Iuder Freid,
Dat Oge drinkt sid satt.

De Bagels singt un quinteleern
Von Leew de sööte Wies,
Un id hebb wedder mal upp Err'n
Min Jugendparadies.

Wo id ahn' Sorgen froh un free
Lach upp de Welt ehrt Larm,
Wo id den Himmel apen seeh
Un hohl dat Glück in'n Arm.

Schutzbäume des Hauses.

Der Baum im deutschen Volksglauben.

Von Friz Brather.

(Nachdruck verboten.)

Bekanntlich ist die Verehrung und Liebe, die die Bäume bei den germanischen Völkern genießen, uralte. Den verschiedenen Gottheiten waren besondere Bäume geweiht, so die Eiche dem Donnergott Thor, die Linde der Göttin Frigga, Wodans Gemahlin. Jeder Baum hat nach altgermanischem Glauben eine Seele, wie ja auch nach der Anschauung der Völker des Altertums die Bäume götterähnliche Wesen beherbergten. Unsere Urahnen setzten ihre Toten, nachdem sie sie in Tücher oder Tierhäute eingehüllt hatten, in Baumfärgen bei. So ist es erklärlich, daß sie in den Bäumen den Wohnsitz von Schutz- und Ahnengeistern vermuteten.

In einzelnen Gauen Deutschlands erhielt sich bis heute der sinnige Brauch, bei der Geburt eines Kindes ein Bäumchen zu pflanzen; das Schicksal des Bäumchens war mit dem des Menschen aufs innigste verbunden. Aus leicht ersichtlichen Gründen begnügte man sich mit einem Strauch oder einer anderen kleineren Pflanze. Die allgemeine Vorliebe galt dem Myrtenbäumchen.

„Vor meinem Bette stand ein Myrtenstrauch,
Ein kleiner Herr, nach des Landes Brauch
Gepflanzt im ersten Neumond meines Lebens.“

Der Lieblingsbaum der Deutschen war seit altersher die Linde (nicht, wie man vielfach fälschlich annimmt, die Eiche). Kein Baum spielt in unseren Heldengesängen, Sagen, Märchen und Volksliedern eine auch nur annähernd gleich bedeutende Rolle wie die Linde. Sie spendete im Burghof kühlen Schatten und sandte in die Burggemächer den süßen Wohlgeruch ihrer Blüten. Sie überschattete den Marktplatz und

„schermte den brunnen
vor regen un vor sunnen.“

Unter der Dorflinde sammelte sich die Jugend zu frohem Reigen, vereinigten sich die Alten, um des Rates zu pflegen und das Gericht abzuhalten. Und Stadtbürger und Bauern pflanzten den Baum neben der Türe ihres Hauses.

Daß unsere Altvordern die Linde als Hausbaum schätzten, hatte seinen guten Grund. Der Baum der Göttin Frigga war gegen den Blitzschlag gesiegt. Bei der Wahl des Hausbaumes spielte — so möchte

ich wenigstens annehmen — die Seilkraft des Baumes keine nebensächliche Rolle, und gerade die Linde lieferte eine Reihe von Seilmitteln, die zum Teil auch heute noch gebraucht werden. Das Holz und den Bast der Linde benutzten die Ärzte als Verbandstoffe; Lindenblätter, um den Kopf gebunden, vertrieben den Kopfschmerz; ein Brei aus Lindensprossen beseitigte den Zahnschmerz, und der süßliche, schweißtreibende Lindenblütentee wurde vor tausend Jahren ebenso gebraucht wie noch heute. Der Bast war ein kräftiges Schutzmittel gegen Zauberer und böse Geister, und wollte jemand das Ungeziefer von seinem Ader vertreiben, so bestreute er ihn mit Lindenasche.

Als Sinnbild Deutschlands gilt allgemein die Eiche. Diese Auffassung ist wohl hauptsächlich durch die Dichtung der Freiheitskriege hervorgerufen worden, die die trockige, ungeflümmte Kraft der Eiche rühmte und dem deutschen Volke als vornehmste politische Tugend pries. Allerdings gehört die Eiche zu den den Germanen heiligen Bäumen; sie stand unter dem Schutz des Donnergottes Thor, dem allein es zukaft, sie mit dem Donnerkeil zu zerschmettern; wer an den heiligen Baum die Axt legte, beging ein fluchwürdiges Verbrechen, und der Uneingeweihte, der einen heiligen Eichenhain betrat, war dem Tode verfallen. Daß Eichen die Opferstätten der alten Germanen überschatteten, ist allgemein bekannt.

Als Hausbaum tritt die Eiche am häufigsten in Niedersachsen auf; jedoch begegnet man ihr auch in anderen Gauen. Der Aberglaube schreibt ihr wunderbare Seilkraft zu; sie ist imstande, den Menschen von Krankheit und körperlichen Gebrechen zu befreien. So werden heute noch in manchen Gegenden Deutschlands gebrechliche, an einem Bruche leidende Kinder im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes unter strengstem Schweigen dreimal, den Kopf voran, durch eine eigens zu diesem Zwecke gespaltene Jungeiche gezogen. Verschiedentlich achtet man peinlich darauf, diesen Vorgang in der Johannis-, Karfreitag- oder Christnacht vor Sonnenaufgang zu vollziehen. Drei Personen des Namens Johannes müssen als Helfer tätig sein: zwei spreizen die Baumteile auseinander, und ein dritter hält das Kind. Nach diesem Vorgange wird der Stamm sorgfältig mit dem Hemdlein des Kindes verbunden und der Riß mit Lehm verklebt. Wächst er wieder gut zusammen, so heilt der Bruch. Wird die heilkraftige Eiche gefällt, so erwächst dem Kinde daraus Gefahr. Wer die Eiche niederlegt und nach Hause schafft, zieht das Verbrechen auf sich.

Als Schutzbaum findet man auch allenthalben in Deutschland den Holunderbaum. Er genoss seit alters hohe Verehrung, da er — einer christlichen Legende zufolge — Maria auf der Flucht nach Ägypten vor einem Gewitter Schutz gewährt hat. Der Holunderbaum rechnet zu den Bäumen, die die Gesellschaft des Menschen lieben und ohne ihn sich vereinsamt fühlen. Er dankt dem Menschen die treue Nachbarschaft und lohnt ihm mit seiner Seilkraft, die sich seit je großen Ansehens erfreute: „Vor Holunder soll man den Hut abziehen“, mahnt ein altes Sprichwort.

Die Birke, der Baum der Freude, findet sich als Hausbaum in der Gesellschaft des Menschen nur selten ein. Dafür erhöht sie — wenn auch nur vorübergehend — als Maibaum die Festfreude des Dorfes und schmückt zur Pfingstzeit Häuser und Kirchen.

Auch die stolzen Fichten und düsternen Tannen empfinden manchmal die Schwere der Einsamkeit; sie wandern aus der Freiheit des Waldes, der Bergeshalbe in das Tal und siedeln sich in der Nähe der menschlichen Behausung an; sie verlangen ihren Anteil an dem Leid und dem Glück der Familie und werden zu treuen Freunden des Hauses. Wie traulich, wenn solch ein Tannenbaum — um seines Worte zu gebrauchen — mit grünen Fingern aus niedere Fensterlein nach! Welch heimeliges Gefühl, wenn das „wundervolle Wipfelrauschen“, von dem Ferdinand Avenarius singt, über dem Dachfirst ertönt. Dem müden Kinde rauscht es Zukunftstaten zu; dem Manne singt es gelinde die Ruhe des

Feierabends, und dem Greise, der das Haus für immer verläßt, sendet der gefühlreiche, mitempfindende Freund ein wehmütiges Rauschen nach.
Der Brauch, Hausbäume zu pflanzen, gehört zu den sinnigen, gemütvollen alten Bräuchen, an denen unser Volk so reich ist. Sie zu pflegen, ist Ehrenpflicht aller, denen die Möglichkeit im eigenen Garten gegeben ist.

Die alten Linden.

Wie sich leis im Baum die Blättlein rühren,
Welch ein feiner, lieblicher Gesang!
Und so mag mich wieder ziellos führen
Dieser alte moosbedeckte Gang.

Meine Ahnen hielten hier am Rande
Dieses Alters ihre Abendrast,
Einst die Enkel Lehr'n aus fernem Lande,
Hier zu ruh'n von Lebens Leid und Last.

Welche Kühlung mir die Zweige bringen,
Wie erquickt mich diese Rasenbank!
Will denn hier auf schlichem Raum gelingen,
Was mir nie im Lebenskampf gelang?

Will sich hier die rechte Fülle zeigen,
Und der Friede, der nicht wünscht und fragt? ...
Wie in diesem wundervollen Schweigen
Mir mein Loß und alles Sein behagt ...

Wie sich leis im Baum die Blättlein rühren ...
Seele, meine Seele, sieh dein Ziel!
Und du siehst nun aller Wege Führen
Und erkennst des Lebens holdes Spiel.

Gans Bergmann †.

Zur Namengebung des Landes Wührden.*

Von Professor Dr. R. Stuhl.

III.

Mligwarfen und Crenneffe.

Zu den ältesten auf den natürlichen oder künstlich aufgeworfenen Wüthen entstandenen Siedelungen Landwührden gehören Mligwarfen und Crenneffe.

Der Name Mligwarfen erscheint zuerst im Jahre 1105 (oder 1110) in einer Urkunde des Erzbischof Friedrich von Bremen und Hamburg. Die Schreibung wechselt mannigfaltig: Mligwarfen, Mligwerfen, Eljwarfen, Mlingwarfen, Ellingwarfen.

Das Bestimmungswort des Namens Mligwarfen begegnet oft und oft in der deutschen Namengebung, so z. B. in Oldenburg (Debesdorf gegenüber) in dem D. N. Mlingsworde (Ellwürden,**), einer Burg des Stiftes Bremen, dann ein zweites Mal in dem Namen Mliten (Mliten, 1458) in Oldenburg (bei Jever, unbekannter Lage), besonders häufig auch im deutschen Süden in den verschiedensten Schreibungen: Mlach, Mling und in vielen Zusammensetzungen wie Mlachstat, Mlachdorf, Mlachesheim, Mlachmuntzinge usw.

Mligwarfen in Landwührden lag westl. vom jetzigen Bollhusen, das vielfach nach dem gleichen bestimmenden Ausdruck Eljwarden genannt wird. Im Jahre 1546 wurde Mligwarfen vom Wasser verschlungen. „Desse tid“, schreibt Meiners Chronik, „ward dat dorp Ellingenwarfe, twischen Rechtenstolthe und Debesdorpe gelegen, to nichte; de Lude moesten upbreken und togen wedder to wahren vor ein jeder hantamen konde, und de dil ward inlecht, alsodat nun de woeste dorpstede buten dikes ist.“ (Ramsauer, S. 67.)

Der Name Mligwarfen ist klar. Es ist derselbe eine Fügung aus zwei sinnlichen Ausdrücken, von denen der zweite bekanntere den ersteren in seiner Bedeutung verbunkelten und veralteten verständlich machen soll. Es gibt viele uralte Benennungen für diese, sei es natürlichen Anhöhen, sei es künstlich aufgeworfenen Hügel: Wehr, was besonders in vielen Ortsnamen des Emslandes (Mbing, Mhen, Wolte, Gerbes, Marien, Middelste, Widdelwer u. a.) vorkommt, Wörth, ein Ausdruck, der, mit Werder und Wörth gleichbedeutend, auch vielen mittel- und süddeutschen Siedelungsnamen zugrunde liegt, Wurt, wonach sich das Land Wührden und das Land Wursten (Wursten) benennt, Warf, Werf, das den zweiten Teil des N. Mligwarfen bildet (vgl. auch die Weiterbildung: Werfte, Schiffswerfte = nd. Schöpstimmerwarf), Sag oder Sal, offenbar eine Ableitung von haden im Sinne von Verhau, Verbau, wovon die Formen: Sogag (nordfriesisch), Saug (ostfränkisch) nur mundartlich sich unterscheiden, Pöll, eig. Erbscholle, ein und dasselbe Wort wie Polos (bei Homer) mit der gleichen Bedeutung, wonach Bollhusen seinen Namen hat, wie bereits Ramsauer bemerkt hat.

Der wichtigste und verbreitetste von allen diesen Ausdrücken ist Sag (Sal, Saage, Seae). Es haben danach die Saci (Chaci) auf der aus dem Altertum (1. Jahrh. n. Chr.) uns erhaltenen römischen Reisefarte, der sog. Pentingerschen Farte, ihren Namen, die auf derselben auch Francel

heißen und auf der rechten Stromseite an der Mündung des Rheins verzeichnet sind. Es sind also, wie bereits andere erkannt haben, die Franken Abkömmlinge der Chauken. So versteht man, wie sowohl an der Wasserfarte (z. B. in Bremen und Umgebung) wie in der Frankenstadt Würzburg Familiennamen wie: Paul, Hauke, Hauke, Hauck, Haug, Hock, Hock, Hocke sehr verbreitet sind. Ferner heißen Kirchplätze in Franken: Haug (Stift Haug in Würzburg), „am Hag“, und auch außerhalb des Dorfes im Walde gelegene Versammlungsstätten, die offenbar schon in der Heidenzeit Kultplätze waren, führen diese Namen, auf denen früher (z. B. bei Oberweißbrunn nächst Frankenheim!) die Hochzeiten bei Musik und Tanz gefeiert wurden. Ja, es benennt sich danach der mundartliche Ausdruck: „Haggig“ oder „Hoggig“ = Hochzeit, der aber von diesem schriftdeutschen Worte verschieden ist und der dem lat. uxor, Gattin, eig. „Hochz(ig)ea“ (so heißt die zum Hag geführte und da vermählte Gattin in Unterfranken, vgl. die lat. Wendung: uxorem ducere!) zugrunde liegt. So entsprechen diese frankischen „Hage“ den nordfriesischen „Hoagen“, auf denen die alten Friesen mit ihren Bräuten und Frauen, die angezündeten Feuer umtanzend, ihre Naturfeste feierten.

Es unterliegt auch nicht dem mindesten Zweifel, daß diesen Hagen die Hegglinge des Gudrunliedes und der grimme Hagen (Hagano, eig. Mnherr, Vater des Hags) und die anderen Reden dieses Namens ihre Namen verdanken, ferner verbirgt sich dasselbe Wort Hag (Sal) in dem bisher nicht aufgeschalteten Volksnamen der Franken.

Es steckt in demselben eine mit Bur = Burschaft, Bauerschaft, Sippe, Gemeinde gleichbedeutende Benennung, nämlich: Fara, Far, eig. die Fahrtgenossenschaft oder das Gefinde des Faren, Fron, d. h. Gefolgs, herrn. Ortschaften des Namens: Neufahrt (bei Freising), Fahrdorf, Fahrendorf, Fahrstedt usw. sind Gründungen solcher Faren. Es benennt sich danach die Frau (Farouwe) d. h. Herrin des Gefindes, der Far wie der Herr, der Fron. „Far ut“ sagte zur Zeit der Wikingerzüge der Nordgermane, wenn er hinausfuhr in die weite Welt, „far utan“, wenn er von draußen in die Heimat zurückkehrte.

Es sind also die Franken die „Far-Sal-Mhnen“, Hausväter, die zu demselben Hag gehörten, Nachbarn, Dinggenossen. Mit Far sinnverwandt ist Bur, wie bereits bemerkt, d. h. die Gesamtheit der „Geborenen“ einer Sippe, die „Nachfahren“ der gleichen Vorfahren, und danach ist das Wort Burg (Burhag, nd. Berich, vgl. Seeborich = Deich, Düne) benannt und ebenso die Geburen, Nachgeburen, Nachbarn, Bauern, ferner ein anderer Ausdruck für Far, Bur ist Adel, das Geschlecht, zusammengesogen: Ml, Ml (vgl. Mbalbert, Mbert, Mbalbrecht, Mbrecht, Mdelmar, Mmer, Mmers).

Mit diesem Worte ist der bestimmende Teil des Namens Mligwarfen und der anderen oben angeführten D. N. zusammengesetzt. Es ist dies das altfriesische Mlah, d. i. urspr. Adelshag, im Gotischen verkürzt: Mlā, das in der Bibelübersetzung des westgotischen Bischofs Wulfila und im Heliand, der altfriesischen Evangelienharmonie, das Gotthaus, die Kirche bezeichnet. In heiligen Hainen, geschützt durch Verhade oder Verhaue — das Wort Hain, urspr. Hagin = Inzag, Einhegung leitet sich von Hag her — in Weisestätten, die die Natur selbst der Gottheit gebaut, verehren unsere germanischen Vorfahren das unsichtbare Wesen, das sie nur mit den Augen der Andacht schauten.

Crenneffe (Karnesh).

Das gleichfalls in der Urkunde vom Jahre 1105 vorkommende Crenneffe wird in dem Lehnregister vom Jahre 1275 nicht mehr erwähnt, muß also schon damals nicht mehr bestanden haben. Sein Name aber lebt fort in der Flurbezeichnung Kornsche oder Karnsche, den ein Landstreifen (Pfarrland) südlich vom großen Freesentweg heute noch führt. 1565 heißt es „auf Ellingwarfer Karnst“, ein anderes Pfarrland, damals noch binnen Deichs gelegen, „auf der Debesdorfer Karnst“, 1589 und 1593 „auf Debesdorfer Karnesche oder Karnesh“. Es gab also eine Mligwarfer und Debesdorfer Karnesche, beide geschieden durch den Freesentweg.

Den Sinn des Namens hat bereits der Amtsvorsteher Klüber 1802 richtig erkannt, wenn er die „Kornsche“ Brotkammer nennt. Das Grundwort, das noch deutlich in der Form: Karnesche hervortritt, ist Esch (gotisch: Atis), fruchtbares, zum Getreidebau geeignetes Land, mag dies nun auf der Geest oder auch etwas erhöht in der Marsch gelegenes Aelland sein, das wärmer und besser zu beackern ist als das gewöhnliche Marschland und deshalb nicht als Weideland, sondern zum Gemüse- und Getreidebau benützt wird.*

Das Grundwort Esch, Saatsfeld ist näher bestimmt durch Kern, Karn = Korn. Grünkern nennt man heute noch geschrotete Gerste. Die Umstellung der Laute in Crenneffe neben Karnesh zeigt auch das lat. granum = Korn. Im Niederländischen heißt das Korn: Koren, auch Karen, Kere. Diese Wortform enthielt uns die Herkunft eines uralten griechischen Kultus: der Getreidegöttin, der Ceres der Römer, Kore — Persephone der Griechen.

Ceres, die als Stifterin des Ackerbaues gilt, und die auf dem Aventin einen Tempel hatte, ist die Korn-Gottheit. Es steckt in dem Namen die anglofriesische Benennung des höchsten Wesens: Es = altnordisch Es. Esus nannten auch die Gallier die Gottheit. Die Griechen nannten die Getreidegöttin kurzweg: Kore (vgl. schwäbisch: Kore = Korn). Die Göttin ist das persönlich gefasste Saatkorn. Da aber Kore im Griechischen auch soviel wie Mädchen, Tochter bedeutet, wurde die Kore als Tochter der Muttergöttin, der Demeter, aufgefaßt und verehrt. Auch dieser Name

*) Vgl. hierzu: D. Ramsauer, Zwei untergegangene Dörfer von Landwührden (Oldenburger Jahrbuch 1924).

**) Registrum honorum et jurium eccl. Bremensis, hrgs. v. Dr. R. Gappelle, S. 141.

*) Vgl. hierzu: Dr. G. Strunt, Die Flurnamen des Bielelandes (Jahrbuch der M. v. M. 21, S. 50).

ist nordischen Ursprungs. Demeter, dorisch: Damater, ärlisch: Domater ist die Ahnmutter (D'Amater, D'Niater) und der Name die Umkehrung von Matrona = Mutter-Ahne.*) Als altes Mütterchen findet sie bei dem Königspaare von Eleusis gastliche Aufnahme.

Ihre Tochter aber, die mit ihrem anderen Namen Persephone (auch Persephatta) heißt, ist die die Erde (angels. here, engl. barley, Gerste) schaffende Göttin. Die Hauptkultstätte der beiden Göttinnen war Eleusis (neugriechisch gesprochen: Elefiss), heute Lefina. Auch das ist ein urgermanischer Name, eine Zusammensetzung aus den beiden in den germanischen Sprachen in Austausch stehenden Benennungen göttlicher Wesen: Elf (englisch-landnauvisch: Elbe) und Es = As. Vgl. Elvestud und Esagesot = Elfenschuß, Hergenschuß. Die Elfen bilden in Dänemark das Elvestoll, das in Hügeln wohnt. In Schweden gibt es an mehreren Orten Elfenaltäre, wo für die Elfen geopfert wird.

Eine solche Kultstätte war wohl auch die bald Karneß bald Kornsche genannte, neben der Mligwarf, dem „Mäh“, gelegene Ortschaft. Eine Spur dieser Benennung der Elfen hat sich, wie es scheint, in der Bezeichnung der südlichen Häuser des Dorfes Büttel: „Elba“ oder „an der Elbe“ erhalten. Es ist derselbe Name, wie der der Elbe, die, wie die landnauvischen und isländischen Flüsse, göttliche Verehrung genoss.

*) Vgl. hierzu meine Schrift: Das altrömische Arvallied, ein urdeutsches Wittgangsgebet.

Der Alte im Moor.

Quer durch das große Moor schreitet ein Mann, den Klubenstock, an dem ein Fischbeutel hängt, auf der Schulter. Er kommt vom Moorsee, wo er geangelt hat. Der Barsch ging gut an den Wurm, und der Beutel ist prall gefüllt.

Nun geht der Alte heim nach seiner Hütte. Ein struppiger Bart hängt ihm auf die Brust herab, die das offene Hemd nur wenig bedeckt. Braun wie die Mooreerde ist die Haut des Mannes, und seine Gestalt ist leicht gebildet. Er geht einen schmalen Pfad, der er sich im Laufe der Jahre selbst ausgetreten hat. Der Pfad verläuft am Rande einer Moorniese, die mit Seggen und Bitterklee bewachsen ist. Oft schwankt der Grund, und des Alten Fuß sinkt ein. Zur Linken Hand liegt das Heide-moor. Ohrweide, Faulbaum und Gagel bilden Dickichte und rahmen es ein.

Der Alte erreicht einen breiten Graben, setzt den Klubenstock an und springt leicht hinüber. Nach etwa 100 Meter hat er seine Hütte erreicht. Sie liegt fast inmitten der großen Moorsfläche. Ein breiter Moordamm führt nahe vorüber. Neben dem dunklen Graben liegt ein schwanker Steg. Auch wenige Schritte vor der Hütte gähnt ein Graben mit steilen Ufern. Große Bündel Weiden lagern darin. Eine mannshohe Fichte steht nahe vor der Hütte, aber sie kümmerlt. Hinter der Hütte ist eine Seggenwildnis. Aus feuchtem Grund ragen hohe Horste empor, die dem Fuß Halt gewähren. Ein schmaler Pfad führt von der Hütte an den Beak, der etwa 100 Meter weiter träge dahinsinkt.

Die Hütte ist aus Brettern und Torfsoden erbaut und mit Pappe bedeckt. In der Tür ist oben ein kleines Fenster. Der Alte schließt auf und tritt ein. Dann setzt er sich auf den Deckel einer Kiste, die sein Bett birgt, und beginnt Körbe zu flechten. Die schlanken Triebe der Ohr- und Grauweide dienen ihm dazu. In mühevoller Arbeit hat er die Gegend nach allen Richtungen durchstreift und Weiden geschnitten. Manches Bündel hat er im Laufe der Jahre nach seiner Hütte getragen und Körbe daraus geflochten.

Dem Alten ist das Moor lieb geworden. Besonders im Sommer ist es sein Paradies. Von seiner Hütte schweift sein Blick über die gewaltige Fläche bis hin nach den walddgekrönten Höhen der Geest. Im Sonnenschein spiegelt sich der Moorsee, und Scharen von Riebitzen gaukeln an seinen Ufern.

Auch wenn die Moorheide blüht, ist es hier schön. Ein roter Schimmer schwebt über der weiten Fläche, und unzählige Bienen durchstreifen sie. Dann kommt der Herbst. Die Moorbirken tragen goldenes Laub. Das Behntrass am Graben schimmert im leuchtenden Braun. Die lustigen Fäden des Altweibersommers ziehen durch die Luft.

Doch nur kurz ist die Herrlichkeit. Die Nebel kommen und hüllen das Moor ein. Mächtig wallen sie auf See und Graben, breiten sich aus und bedecken die Enklöde. Dann schließt der Alte die Tür seiner Hütte, zündet sein Torffeuer an und hängt oft trüben Gedanken nach. Bricht die Dämmerung herein, so öffnet er den Deckel seiner Kiste, legt sich hinein und ruht. Der Moorfuchs kommt den Damm entlang geschnürt, umschleicht die Hütte, hört den Alten schnarchen und trollt weiter.

Je kürzer die Tage werden, desto größer wird der Raum in der Hütte, denn im hinteren Teile ist Torf aufgestapelt, und Schlacht um Schlacht wandert ins Feuer. Nun brennt auch die kleine Lampe, die von der Decke herabhängt, und verbreitet ein trübes Licht. Unermüdet sitzt der Alte bei der Arbeit. Das Moor ist nun tot. Hungerige Krähen fliegen darüberhin, und in kalten Nächten bellt der Fuchs.

Sehr selten sieht die einsame Hütte Gäste. Nur der Jäger, der zuweilen mit seinem Hunde die Moornwildnis durchstreift, sucht den Alten auf. Er setzt sich auf einen Stapel fertiger Korbdeckel und zündet sich seine Pfeife an. Dann plaudern sie ein Weilchen. Der Hund legt sich an das Torffeuer und wärmt sich.

Das alles ist nun vorbei. Als das große Moor abbrannte, wurde auch die Hütte ein Raub der Flammen. Und der Alte hat sie nicht wieder aufgebaut.

Heinrich Mahler.

Die Linde im altdutschen Sprich- und Dichterwort.

Zur Lindenblüte gesammelt von Hans Runge.

Die Linde duftet und fordert keinen Dank.

Wenn die Linde blüht, werden die Wiesen lachl.

Wer Linden pflanzet auf den Dorn,
hat an beiden sein Recht verlorn.

Wo es Linden gibt, wird es auch an Bienen nicht fehlen.

Hat die Linde Laub (Laub),
Ist Gras für die Rüh' vollauf.

Lindenblatt Taler grob (grob),
Mutter gibt uns Vesperbrot!
(Lied zum Kindererzählen.)

Kannst du, schöne Bächlerin,
Unter dieser breiten Schattenlinde,
Wo ich Wanderer kurze Ruhe finde,
Labung mir für Durst und Hunger reichen?

Draußen, in dunkler Röhle,
Der zwei breitblättrigen Linden,
Die, von gelblicher Blüte verschönt,
Voll eifrigen Bienengesurres,
Schattend der Mittagsruh,
Sinsäuselten über das Moosdach . . .
Woß, „Luis“.

Lind, balsamische Lind!

Es sah eine Linde ins tiefe Tal . . .
(Volkslied.)

Der wehenden Linde Gesäusel . . .
Woß, „Luis“.

Die Geister flüstern lauter — — die Linde
haucht mir tiefere Schauer.
(Hölth.)

Ruht, bei frohem Becherklang,
Unter grünen Linden!
(Hölth.)

Sieh das Lindenblatt! Du wirst es
Wie ein Herz gestaltet finden,
Darum sitzen die Verlobten,
Auch am liebsten unter Linden.

Zwee Nachwächters.

Von H. Gathmann (Steinau, Kr. Hadeln).

Dogs harr he een blaue Mäh op mit'n Silberstern bör, een Leller-remen mit'n Klot an övern Arm. So gieng he bör de Stroten. Klingeling, Klingeling, Klingeling: „Frisch gekotte Krot, Krot an'n groten Ort!“ Wat hett he seggt? Keen nää genau wiß, wat he meen, de kunn woll verstoön: verreckt alle groten Mal. Sogor de olen Lüß, de mit em opwussen wern, schüttkoppn mennigmol. „Wat hest du seggt, Nillas?“ „Muß ennig tohöörn“, keem denn to Antwort. „Silt wart op'n Rothuß Brillettchiens utgeben, hilt wart de Buder verdeckt, Silt oder Tüten sind mittobringen, hilt gort Bottermarken!“ Mit all so'n Klöterkrom harr Nillas sich freußer got nich astogeben brukt, dat harr de Krieg erst mott. Gänzlich heisch kunn se em dogs nu molen, jümmer harrn se sich wat anners utdach. Dat weer man god, dat he son großartig Gedächtnis harr. Upschrieben brukt he sich dat nich ers, denn harr dat jo noch länger duert. Dree, veer verschiedene Deel Fisch up eenmal, jümmer mit de Briefen dor achter; „up de städtische Freebank frisch Offensfleisch, bi Meier frische Supp, bi Krönl een ole Tod to verköpen, in de Bahnhofstrot 'n Fußstöl verloren, de ehrliche Finner mag so gaud wen un em gegen Belohnung bi mi afgewen.“ Ober dönn anner kriegen, — ne, sowat gew dat bi Nillas nich. He kunn sogor bie'n Utropen noch nickoppen tau 'n gauden Dag seggen. In jede Strot müß he sienem Vers herseggen, un de Jungens vertelln sich, dat he öwerall sienem bestimmten Klostersteen har, wonehm he anfing to klingeln. Kling, Klingeling, und den giengt los.

Abends müß Nillas sachs ers een lüttchen Stremel slopen und sich up sien Hauptamt vorbereiten. Denn in'n Hauptberuf wer he doch Nachwächter. Sien Anzug darto wer ganz vörschriftsmäßig, so as he ud woll in de Böker beschreiben ward, de uns vont Mittelalter vertell. Zanderst keem de grote, lange Mantel, denn de dicke Lellergürtel mit de Büchen dor an un den Antippel, iim de Schuller de Remen mit dat Luthorn, up den Kopp de warme Mäh, in de een Hand de lange Rikenschaft, in de annere de Knarr. Bello pett sinnig blang em an, und so wachen de beiden, wenn de lüttje Stadt sleep. Schlechtigkeit trot he sien Stadtklöß nich

to. Subreken un Bwerfassen, solwat wor hier nich mol; aber Ruhe und Ordnung mit wen. Dpsumms wern de Wölter bannig opgeregt. Nillas harr bannig wat to kriegen. Süh, dor kem all weller son ganzen Tog, luder junge Deerns, dat weern de stimmsten. Son Deernvull, jümmer Verlobung siern und jümmer Geburtsdag, un Nlod twölft denn güng dat Tralaren los! Id will ju bi: Steh' ich in finst'rer Mitternacht! Nillas mol lange Been, he weer ganz ut de Pust, als he jem to foten kreg: „Hier ward nich sungn, dat is nächtliche Ruhestörung, goht man anständig no Sus, dat süht beter ut!“ „Nillas, dat kann'n jo gor nich sehn, is jo düstler!“ „Nillas büst vöös?“ „Nillas dor best ut 'n Hund!“ — Jo, dat harr he sid jüst so dach, un harrn se em od noch vör 'n Buern. „Göös-krum, dat!“ un de Hunde in de Stadt, dat wer jüst son Nástig. Misch-trausch wern de Beester, jümmer in een Gang Rabau moken, wieder been se niz. All dolslogn harr he jem much, ruhig schull dat hier nachens wen. „Sien Stadt“ schull slapen.

Willem, sien Kolleg, de har keinen Stadtdeens, he müß buten wachen in dat Godshöör, einige Stiinn von hier. Genen Arm har he man blot, Willem; swore Tung harr he, un sig bang wer he ud. Aber dat is eenerlei, Nachwachter to ween is doch 'n ganz gemittlichen Posten. Dohn harr em noch nimm wat, stört harr em selten mal ein, un dat Geschäft broch ud wat in, doriin geew Willem dat ud nich op. Dogs arbeit he op sien lüttje Buerstell, plügen, eggen, seien, Misch söhn, allens kunn he mit fieren linken Arm moken. Biet Misch smieten n-hm he de Forl twischen de Been un gew ehr mit de linke Hand den Swung. Freuher harr he ud twee gesunne Arms hatt, ober den rechten harrn se em ins afflogen, as he as Jungkerl mol mit all de annern 'n beten to lang bie'n Brantwien seten harr. Annern Morgen hebbt se em sunn; an de Beet leeg he, mit'n twee Gesicht un mit'n ganz tweien Arm. De Doktor harr schimpf: „Sie haut jo de Knochen twei, un id schall se flicken!“ Tolest schüttkoppt he un seggt: „Arm muß amputiert werden!“ — Nu, no lange Johrn kunn Willem all sien Ganteeren mit de linke Hand ud gaud moken, blots waschen, — waschen kunn he de Hand nich, denn kreg se ud keen witts Pladen.

No Fierabend raucht Willem sid 'n beeten ut. Nlod 11 nehm he den Knippel in de Fust, hing dat Tuthorn üm, un los güng he. In'n Beerstall op'n Godshoff wer sien Logis, schön warm weert dor, Stroß wer dor ud, un'n poor schöne Willbeelen weern sachs ud to finn. In'n Sommer wer he bannig bang, dat nachts woll een Gewitter komen kunn. „Schullt ud woll noch'n Gewitter geben?“ so frogt he jeden eenen de em begehen. „Ja, Willem, dat mag gern wen“, kreg he jümmer to Antwort. De Bild weern ud to afgünstig, nu harr he weller keen ruhige Nacht, denn wenn dat anfüng to dunnern, denn müß he jem in'n Döör all weeden, dat stünn in sien Anweisung. Denn keem he antampen, denn klopp he an all de Komersfusters un guurr mit sien swore Tung: „Nimm't in Gewitter, hett alln 'n poormol bunnert und flüht“, un denn güng he na den Hoff torügg. — „Wat is datt“, binah wer he fullen, twee schöne Bree leegen dicht an't Hootpatt. O ja, brulen kunn he de woll, op sien Schülin sehlen jüst so'n Sticker walt. Na, denn man gau op de Nact un denn damit na Sus. Dat schull em ditmal nich glücken. In'n Knid seet de Husholder, he harr keen Fro un Kind, de em bi ditt Gewitter in'n Sus hölen, sloven kunn he doch nich, so wull he Willem ins beluern. Wichtig, dor keem he anbachpachen mit sien schwore Bree oppe Schuller. De Husholder seet em vöörbigoh, denn stünn he lisen op, un as so'n Kalt na'n Vogel spring he na em tau, reet em von achteen de Bree weg, smeet se hin un lau gau weller in'n Busch. Willem dach woll, de Dibel wer em oppe Spoor. He reet ut, dat Tuthorn klappen em op den Budel, un he kunn go nich weller bremsen. Bi de groten Pappeln keem he to'n Stoppen, he stell sid to Schuer, keel sid sinnig üm, un as de Blik de Strat weller hellmolt, kunn he niz Affünnerlichs mehr wies wärn, sachen güng he den annern Weg över de Weid na'n Hoff torügg. — Niederträchtig weer dat ud von den Smidt, meist jede Nacht müß Willem an den schönen Horzerkäs vörbi, dz dor öpt Finsterbrett von Drögen leen. Kunn Bedmanns Korf den Käs denn nich ud wo anners drögen? Dat Water leep Willem in'n Mund tofomen. Is egol, hüt gegen Morgen will he sid eenen Käs holen, eenen ud man, bloß to'n Proben. Weer wer he Nlod, un wor dat Tied, bi lütten kem de Dag achter de Karf rut. Bedmanns Korf stünn jümmer so ofig freuh op, Willem müß tomoken. Dor legen de Käs: Twee, beer, söß, acht Stüd. Seim müßen de smeken! De Gardinen weern to. Willem lang ut: „Hö, Morn Willem“, Bedmanns Korf krod de Gardinen trügg, „na, wullst den Käs mol proben?“ „Ne, ne ud doch! . . . id wull blot ins tausehn, ob se noch all dor weern.“ De verdrehten Käs, stinken deen de ud jo, man gaud, dat he dor keenen von mitnohmen har. He wull sien Hand doch nich smukig moken . . .

Oliwer Cromwell und die oldenburgischen Pferde.

Anton Günther, der letzte Graf von Oldenburg, 1603–1667, war bekanntlich ein Pferdekennner und Pferdezüchter von Welttruf, der auf den Fethweiden seiner Vorwerke eine Vollblutrasse züchtete, die überall das größte Aufsehen erregte, und es suchten nicht nur fast alle Könige, Fürsten und Herren Eurohas als Pferde ihrer Ställe und Höfe Oldenburger Pferde von ihm zu erlangen, sondern man sagte auch von ihm, er habe die Geheimnisse der Natur so ergründet, daß er, wie Jakob in der Bibel Labans Lämmern, ihnen allerhand Farben im Mutterleibe habe geben

können. In vielen Häusern des Oldenburger Landes hängt das Bild von ihm auf seinem Seibroß, dem apfelgrauen „Kranich“ mit einer Mähne von sieben und einem Schweif von neun Ellen, den er bei der Einholung seiner Braut im Jahre 1635 ritt und durch Maler im Bilde erhalten ließ. Im Jahre 1647, also gegen Ende des dreißigjährigen Krieges, hielt er in den zehn Gestüthen des Landes 568 Stuten und 34 Deckhengste und in drei Marställen zahlreiche Gebrauchspferde, dabei sechs Gespanne zu je sechs Pferden, und wohl hundert der schönsten schulmäßigen Pferde und noch hundert andere zum gewöhnlichen Gebrauch. Nach einem Verzeichnis von 1625 bis 1664 wurden aus den gräflichen Ställen 744 Pferde im Werte von 134 579 Reichstalern während des Krieges zu des Landes Besten verschenkt (und aus der Kriegskontributionskasse ersetzt), 3745 im Werte von 389 151 Reichstalern zur Erhaltung guter Beziehungen mit anderen Ländern verschenkt und 381 für 40 510 Reichstaler verkauft, zusammen 4870 Pferde im Werte von 564 240 Reichstalern, jährlich 125 zu durchschnittlich 116 Reichstalern! Genauer nachzulesen in Rülhnings Oldenburgischer Geschichte. Sein Chronist Winkelmann weiß zu berichten:

„Wenn er durch das Land einer Meierei reiste, kannten die gleichsam vernünftigen Tiere alsobald seine Person und Stimme, ließen allesamt, alte und junge, auf ihn zu, folgten freudig noch bis an den Schlagbaum, schäumten, schnauften und schrien ihm nach, wie ich selbst mit Verwunderung gesehen.“

Unter den Fürsten und Gewaltigen, an die Graf Anton Günther seine Pferde verschenkte, teils um für sein Land Vorteile zu erlangen, teils um sich für erlangte Vorteile dankbar zu zeigen, befand sich auch der Lord-Protector von England, Oliver Cromwell. Es lag Anton Günther daran, englische Pässe zur freien Schifffahrt der oldenburgischen Untertanen auszufertigen und erneuert zu erhalten, und er verehrte Cromwell im Jahre 1654 sechs apfelgrau Pferde, die er ihm durch seinen illegitimen Sohn Graf Anton überbringen ließ, und für die der englische Machthaber sich in einem höflichen Schreiben bedankte.

Mit diesen Pferden wäre Cromwell fast zu „Malheur“ gekommen, wie Winkelmann in seiner Oldenburgischen Chronik von 1671 ergötzlich genug folgendermaßen berichtet:

„Ist gedachter Protector Oliver Cromwell hätte um gegenwärtige Zeit sein Leben fast niederlich lassen müssen, indem er den 6. Oktober nach gehaltener Mahlzeit Lusten bekommen, die sechs schönen apfelgrauen Pferde, so der Herr Graf zu Oldenburg ihm verehrt gehabt, vor eine Carrette zu spannen und mit dem Sekretarius Thurlow sich zu erlustiren. Ließ also den Sekretarius in die Carrette sitzen, er aber setzte sich an des Kutschers Stelle, die Pferde zu regieren, welches auch anfangs wohl abgegangen. Als aber dieser politische Kutscher die mutigen Pferde mit der Peitsche zu viel regieren wollen, sind sie in vollen Lauf geraten, daß der Vorreiter auf den vordersten Pferden solches Ausreißen nicht zurückhalten können, worüber der Protector vom Sitz heruntergeworfen und die Beine in die Stränge verwickelt worden, daß er sich nur mit den Händen an die Eisen von des Kutschers Sitz gehalten. Weil nun dem Protector der Baum ganz entwichet, und der Puffer auf die Deichsel los gegangen, sind die Pferde durch den Fall, Knall und Rumor noch schreier fortgestrichen, bis der Protector endlich seine Füße aus den Strängen wieder losgewürkt und nach der rechten Seite des Wagens sich herunter geschleifert hatte, wodurch er also mit großer Verwunderung ohne Schaden davongelommen, nur daß er wegen des großen Schreckens auf Gutbefinden der Aerzte zur Aber gelassen und eine Zeitlang unpäßig sich befunden.“

Im Munde des oldenburgischen Volkes gewann dieses unliebsame Vorkommnis eine etwas andere Gestalt, wie in Straderjans „Aberglauben und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg“ zu lesen. Hier heißt es:

„Cromwells Oberstallmeister mußte eigens nach Oldenburg kommen, um die Pferde in Empfang zu nehmen und nach London zu geleiten. Als der Oberstallmeister mit den Peisgen in London angelangt war und dies dem Protector meldete, sagte er: „Herr, fahrt nicht mit den Pferden; der Kerl muß der Teufel sein, so hat er mich angeblickt, als er mir die Pferde übergab.“ Aber Cromwell achteke des nicht und ließ die Pferde alsbald anspannen. Der Oberstallmeister fuhr und hatte gewaltige Not mit den Tieren, so wild waren sie und strebten, dem Führer aus der Macht zu kommen. Endlich wollte Cromwell selbst fahren. „Herr“, sprach der Oberstallmeister, „ihr könnt die ganze Welt regieren, aber nicht des Teufels Pferde.“ Aber Cromwell bestand auf seinem Willen und übernahm, gerade als der Wagen sich auf einem abschüssigen Wege befand, die Zügel. Kaum spürten die Pferde den Wechsel, so gingen sie durch, und der Protector kam in die größte Gefahr, bis es endlich dem Oberstallmeister gelang, die Zügel wieder zu erfassen und mit aller Anstrengung seiner Kräfte die Pferde wieder in seine Gewalt zu bringen.“

Es soll übrigens damals ziemlich viel Leute gegeben haben, die nichts dagegen gehabt hätten, wenn Cromwell bei dieser Gelegenheit den Hals gebrochen hätte.

D. Ramsauer.

Plattdeutsche Sprichwörter.

Wenn de Minsch mit söttig Jahr keen Verstand hett, denn kriagt he keen mehr.

De Giezknippel kriagt den Hals ni ehr voll, as bet he em voll Ger hett. Sett di'n half Stunn un snad vertein Dag!

Id heff allns dörpelt, seggt Hannes-Krischan, twee Steveln un twee Strümp.